

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337305](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337305)

Regionales.

Die elsässische Papierindustrie.

Das Gedeihen aller elsässischen Industrien ist von besonderer Bedeutung für die allgemeine wirtschaftliche Lage unserer engeren Heimat und können wir nur mit grösster Zufriedenheit feststellen, dass einer der wichtigsten Industriezweige unserer Region, die Papierindustrie, heute noch sehr verbreitet ist und eine rege Tätigkeit aufweist.

Ein kurzer Rückblick zeigt uns, dass schon vor Zeiten die Papiermühlen im Elsass recht zahlreich waren. Im 19. Jahrhundert begann die Papierherstellung sich zu einer blühenden Industrie zu entwickeln. Einige Fabriken sollen sich schon früher eines ganz besonderen Rufes erfreut haben, so zum Beispiel die Lutterbacher Papierfabrik, welche die «Karte», zur Herstellung der Spielkarten, lieferte. Auch sei noch hinzugefügt, dass in der Fabrik zu Turckheim die allererste moderne Papiermaschine, neuer Art, aufgestellt wurde.

Welches ist nun die heutige Stellung unserer Papierindustrie? Es bestehen heutzutage drei Fabriken, die sich in der Herstellung der feinen Schreibpapiere und der ausgewählten Druckpapiere spezialisiert haben, vier Fabriken stellen ausschliesslich Packpapiere her und ein grosser Betrieb befasst sich mit der Pappdeckelfabrikation. Hierzu kann man noch kleinere Kartonfabriken erwähnen, welche Pappfabrizieren oder weiter verarbeiten.

Seit nach dem Kriege hat sich besonders der Bedarf an Packpapieren ständig gesteigert und hiermit dieser Fabrikation eine grosse Ausdehnung ermöglicht, sodass hauptsächlich die Packpapier-Fabriken an Bedeutung zugenommen haben.

Ohne Zweifel ist die «Papierfabrik von Schweighausen» (frühere «Papeteries du Bas-Rhin») die bekannteste ihrer Art und gehört sie wohl zu den grössten Europas. Sie ist der «Cenpa» — Société Centrale des Usines à Papier — deren Sitz sich in Paris befindet, angeschlossen. Diese Fa-

brik entstand im Jahre 1890 und ist ausserhalb des Dorfes Schweighausen im Bas-Rhin, in der Nähe des Hagenauer Forstes gelegen. Sie wurde immer wieder im Laufe der Zeit modernisiert und neue Anlagen geschaffen, sodass die gesamten Gebäulichkeiten eine Fläche von 12 Hektar bedecken.

Die verschiedenen Betriebe der Fabrik sind folgende:

- 1) Die «Zellenstoff-Fabrik», welche den zur Herstellung des Papiers nötigen Grundstoff, den «Zellenstoff» oder «Cellulose», auch gewöhnlich «Papierteig» genannt, produziert.
- 2) Die eigentliche «Papierfabrik», die den «Zellenstoff» in Papier umwandelt. Zu diesem Zwecke ist die Fabrik mit fünf grossen «Papiermaschinen» ausgerüstet, welche es erlauben, die verschiedenen Papierqualitäten in einer Stärke von 17 bis 250 Gramm und in verschiedenen Breiten bis zu 2 m 50 herzustellen. Die modernste Maschine, im Werte von 11 Millionen Francs, wurde im Jahre 1931 aufgestellt und hat eine Länge von 120 Meter auf 10 Meter Höhe.
- 3) Die «Ateliers de Transformation», in denen das Papier verarbeitet wird, usw. Diese Ateliers enthalten gleichfalls eine «Parafinier- und Teer»-Anlage mit den besten amerikanischen Maschinen versehen, welche die Herstellung von «Ölpapieren», «parafinierten und geteerten Papieren» ermöglichen.

Erwähnen wir noch, dass die Fabrik über bedeutende Betriebskraft-, Dampfkessel-, Dampfturbinen- und elektrische Kraft-Anlagen verfügt.

Es sei hervorgehoben, dass die Schweighausener Fabrik eine der wenigen ist, in denen sich der gesamte Produktionsprozess abwickelt. Gewöhnlich wird der «Zellenstoff» nicht an Ort und Stelle hergestellt, sondern aus Skandinavien

eingeliefert.
Papierfabrik
haus
gesteigert
verbreitet
Fabrik
Beute

Zu
men
spez
der
werde
stes
zwei
Das
der
genü
diese
mal
eine
anla
Stück
sind
in d
Es h
Gan
Gra
befr
«W
Pap
bew
«Ke
sie
vers
tron
han
wir

V
I
erst
die
M
Ger
ren
Jur
wa
Kir

eingeführt und dann in den französischen Papierfabriken verarbeitet. In Schweighausen wird der «Zellenstoff» direkt hergestellt und in derselben Fabrik zu Papier verwandelt, sodann in der Schiltigheimer Fabrik der «Cenpa» zu Papierdüten, Beutel und dergleichen verarbeitet.

Zur Gewinnung des «Zellenstoffs» kommen die weichen Holzarten in Betracht, speziell die Nadelhölzer, die den Bestand der nordischen Wälder bilden. Auch werden die Fichten des Hagenauer Forstes in Schweighausen verarbeitet und zwar mit zufriedenstellendem Resultat. Das Knüppelholz wird entrindet und in der Nähe der Fabrik aufgestapelt, bis es genügend ausgetrocknet ist. Dann werden diese Knüppel in einem Holzhacker zermalmt und die kleinen Spähnen durch eine Blaseinrichtung in die Stockierungsanlagen verbracht, nachdem die grösseren Stücke mechanisch herausortiert worden sind. Von dort wird das zerhackte Holz in einen grossen Kocher hineingelassen. Es kommt eine Sulfitlauge hinzu und das Ganze wird in einer Temperatur von 130 Grad gekocht. So wird der «Zellenstoff» befreit. Dieser aber muss eine ganze «Wanderung» unternehmen, bis er zur Papierpresse gelangen kann. Diese Masse bewegt sich zuerst durch die sogenannten «Keller», wo sie ein Teil des Wassers, das sie enthält, verliert. Dann geht sie durch verschiedene «Sortierer» und «Waschtrommeln» und wird der eventuell vorhandenen Fremdkörper entledigt. Endlich wird nun die Zellulosenmasse zur Presse

getrieben, in festen Rollen aufgewickelt und aufgespeichert.

Diese Rollen «Zellenstoffes» finden bei der Herstellung des Papiers als Hauptbestandteil Verwendung. Unter Zusatz von altem Papier, Chemikalien, Farbstoffen, usw., wird dieser «Zellenstoff» nach verschiedenen Handhabungen auf die Papiermaschine gebracht und dann von derselben zu Papier hergestellt.

Dank seiner erprobten technischen Ausrüstungen, seiner geschulten Arbeitskräfte und seiner erfahrenen klugen Leitung gilt die Schweighauser Papierfabrik als eine der leistungsfähigsten Europas.

Die Tagesproduktion der Fabrik beläuft sich auf: 20 Tonnen «Zellenstoffes», 45 bis 55 Tonnen Packpapier, 3000 Kilos «Parafiniertes Papier», 20 bis 25 000 Meter «geteertes mit Schnurgewebe durchzogenes Papier».

Für die Absatzmöglichkeiten dieser Produktion sorgen die in ganz Frankreich verteilten «Agences» der «Cenpa». Für unsere Gegend ist die in Schiltigheim — Rue de la Poste — befindliche «Verkaufsstelle» bestimmt.

Die Feststellung, dass die Schweighauser Fabrik über 700 elsässische Arbeitern und einer grossen Anzahl Angestellten die Möglichkeit gibt, ihr tägliches Brot zu verdienen, ist in den heutigen Zeiten eine erfreuliche Tatsache. Wir sind überzeugt, dass auch der elsässische Verbraucher dies bei seinem Bedarf in Packpapier in Betracht ziehen wird. *Ch. Mg.*

Wie Rudi Gerhart sein Kinderland verlor.

Leise senkte sich der frühe Herbstabend über die kahle Erde. Schon blinzelten die ersten Sterne am frostklaren Himmel, die Nacht verkündend...

Mit eiligen Schritten hastet Rudi Gerhart durch die schon menschenleeren Strassen. Ein langaufgeschossener Junge, kaum dem Knabenalter entwachsen, hat er aus der noch so nahen Kindheit die treuherzigen vertrauen-

den Blauaugen, die zarte Rundung der Wangen herübergerettet; die ungelungen Glieder, die schlenkernden, ungeschickten Bewegungen gehören schon dem Uebergangsalter an.

Rudi Gerhart trifft kaum einen Menschen. An diesem Allerseelenabend haben alle nach dem erinnerungswühlenden Besuch auf dem Gottesacker in den tröstenden Frieden der trauten Häuslichkeit zurückgefunden. Auch Rudi

Gerhart kommt von einem frischen Grab: vor einem halben Jahr ist der Vater gestorben.... plötzlich... beim Baden verunglückt.

Rudi Gerhart war damals ein frischer, sonniger Junge, der sich sorglos, von elterlicher Liebe umhegt, durchs Leben tummelte

Mit des Vaters Tod erlosch die Sonne seiner Kindheit: die Mutter nahm ihn aus der Schule, wo er auf Wunsch des Vaters und in eigener Seligkeit eifrig lernte, gab ihn in die nächste Stadt, zu einem Schlosser in die Lehre. Der harte Uebergang aus der warmen Geborgenheit in die rauhe Wirklichkeit der täglichen Arbeit hatte aus dem frohfrischen Kinde einen stillen, in sich gekehrten Knaben gemacht. Einmal nur hatte er die Mutter besuchen dürfen, und bei diesem ersten Wiedersehen war etwas Fremdes zwischen ihnen, so dass er froh war, in seine Einsamkeit zurückzukehren, fort aus diesem Hause, wo der innige Geist des Vaters nicht mehr waltete.

Aber heute war das Heimweh zu stark gewesen, hatte ihn herausgerissen aus der dumpfen Eintönigkeit des Alltags, in der sein kindliches Gemüt langsam verdorrte; er «musste» die traute Stätte seiner Kinderjahre wiedersehen!...

Er hatte sich aus dem Hause des Meisters fortgestohlen, zuerst auf den Gottesacker, wo des Vaters Grab so einsam und verlassen gegen die Nachbargräber abstach. Kein Blümlein, kein Lichtstümpchen! Sein einfacher, unbeholfener Strauss, den er selber aus bunten Blättern band, war die einzige lebendige Note in dieser öden Verlassenheit. Wie konnte nur die Mutter an solichem Tage den Vater allein lassen! Etwas wie Empörung steigt auf in seinem Kinderherzen, Empörung und ein brennendes Heimweh nach dem so früh Heimgegangenen...

Und nun eilt er dem Hause zu; er braucht heute ein gutes, herzliches

Wort; er will sich dasselbe bei der Mutter holen und dann zurück in sein trübes Alltagsleben.

Sein fünfzehnjähriges Herz schlägt schneller bei der Erinnerung an die schmerzlich entbehrte Häuslichkeit: unter dem sanften Licht der grossen Hängelampe der runde Tisch, an dem er seine Aufgaben schrieb, während der Vater seinen Gedanken nachsann und die Mutter für den kommenden Tag vorsorgte...

Diese Erinnerung, dieses Sehnen treiben ihn vorwärts, rascher, immer rascher. Atemlos bleibt er vor dem Hause stehen: durch die geschlossenen Läden sickert ein mattes Licht; Gott sei Dank! die Mutter ist zu Hause!

Er öffnet leise die Tür, schleicht sich durch den Flur; er möchte sie so gerne überraschen, auf einmal auf der Schwelle stehen, aus bedrängtem, liebedürstendem Herzen rufen:

— Mutter ich bin da! Nun bist Du nicht mehr allein, ich bin nicht mehr einsam! wir zwei, wir haben uns wieder!...

Da schallt ein Lachen an sein Ohr, ein breites, tiefes Lachen! hemmt seinen Schritt, lässt eine Sekunde lang seinen Herzschlag stocken...

Wer lacht hier? So herrenmässig, so selbstverständlich? Lacht hier an einem solchen Tage?

Und nun fällt ein zweites Lachen ein, ein helles, kicherndes Frauenlachen!

Gott im Himmel! das ist ja die Mutter!

Mit einem Satz ist er an der Türe, will sie aufreissen..., da hörte er ein Wort, ein Wort innigster Vertrautheit; das lässt seine Hand auf der Klinke erstarren, langsam, wie kraftlos zurückfallen...

Hinter der Türe ist das Lachen verklungen: gedämpftes Gläserklingen, rasches, heisses Geflüster treiben ihm die Schamröte in die Wangen...

Leise, fast schuld bewusst, schleicht

er sich fort. Die Mutter braucht ihn nicht, sie wird ihn niemals entbehren, wie sie auch den toten Vater nicht entbehrt!

Mit roher Hand hat das grausame, harte Leben in seine Kinderseele gegriffen, hat die letzten, scheuen Blüten der Kindheit zerstört. Und während drin-

nen, hinter dieser geschlossenen Türe das Geflüster und Gekicher weiter spinnt, sitzt draussen, auf der einsamen Treppe, ein armer, betrogener Knabe, der sich mit seiner ersten, bitteren Enttäuschung, den letzten Kindertraum von der Seele weint.

Jean ARMOR.

Heimkehr.

Der Zug brauste durch die sonnendurchglühte Landschaft. Brütende Julihitze lagerte über dem reifenden Korn, brach sich an schattigen Wäldern, flimmerte wie ein leichter Dunst um die fernen Bergeskuppen.

Barbara Lütten sog mit gierigen Blicken die langentbehrten, heimatlichen Bilder ein. Ihre heimwehkranke Seele trank sich satt an Licht und Sonne, an wechselnden Farbenspiel der lachenden Gefilde. Fünf Jahre hatte sie das alles entbehrt, fünf Jahre ihres jungen, kraftstrotzenden Lebens hinter dumpfen Stadtmauern verbraucht. Müde lehnte sie den blonden Kopf an das harte Holz des überwärmten Kupees. Wie froh, wie selbstbewusst war sie damals ausgezogen, Lehrer Lütten's einzige Tochter, das schönste Mädchen weit und breit, das schönste... und das stolzeste! Keiner war ihr gut genug von all den Bauernsöhnen; ihr Ehrgeiz strebte höher hinaus nach unbekanntem, kaum geahnten Genüssen, nach unbegrenzten Möglichkeiten.

Und eines schönen Tages hatten die Eltern nachgegeben, liessen schweren Herzens ihre Einzige fort in die Stadt, um dort zu studieren. Sie war in kindischer Undankbarkeit dem trauten, warmen Nest entfliegen, hatte gelacht und die blonden Locken geschüttelt, als Heine Martens, der Grossbauernsohn, der ihr schon so lange gut war, bat:

— Geh nicht fort, Bärbele! Du sollst es bei mir so gut haben! Was gibt es denn Schöneres auf der Welt, als eigener Herr auf eigener Scholle zu sein? Sie hatte gelacht und in den Wind gerufen:

— Wenn ich wiederkomme, Heine Martens!

Und er:

— Ich werde warten, Bärbel, gewiss, ich warte auf dich, und sollte ich alt und grau werden darüber!...

Ein Jahr darauf starb der Vater, ganz plötzlich. Die Mutter zog fort aus dem sonnigen Lehrerhäuschen, zog zu ihr in die Stadt, brachte den Kummer mit und die Sorgen, die Sorge um das tägliche Brot. Fünf Jahre harter Arbeit, bitterer Dienstbarkeit, bis sich die treuen Augen schlossen, und Barbara ganz allein stand in der gleichgültigen, selbstgierigen Welt.

Da war das Heimweh in ihrem Herzen aufgewacht, mächtig, überwältigend! das Heimweh nach dem heimatlichen Dorf, das Heimweh nach Glück! — Ich warte auf dich, Bärbele, ich warte auf dich, und sollte ich alt und grau werden darüber! —

Diese Worte, auferstanden aus tiefsten Herzensgründen, lockten wie eine Zauberformel, rissen sie aus dem Gleis der Alltäglichkeit, — — und nun fuhr sie ihrem Schicksal entgegen, ohne Frage, ohne Rückblick, ohne Ueberlegung...

Der Zug hält kaum eine Minute. Bar-

bara steht auf dem einsamen Bahnsteig, schaut sich um: wie fremd kommt ihr alles vor; oder ist «sie» eine Fremde geworden?

Sie schreitet in den sinkenden Abend, erkennt jeden Strauch, grüsst jeden Baum, findet sich zurück in die traute Umgebung ihres Jugendlandes. Dort, hinter dieser Biegung liegt das Dorf! Barbara läuft die letzten Schritte bergan und bleibt in Andacht versunken stehen: die bemoosten Dächer schimmern durch das satte Grün der Bäume, um den Kirchturm schwirren, wie einst, lichttrunkene Schwalben, und dort, auf der Anhöhe, in Frieden gebettet, winkt der «Matternhof»!

— Auf eigener Scholle, der eigene Herr! —

Mit gefalteten Händen spricht Barbara die Worte vor sich hin. Da reisst sie leises Kinderweinen aus ihrem Sinn. Es raschelt in dem Aehrenfeld am Strassenrand, und aus dem goldenen Gewoge tritt ein Menschenkind, so winzig, dass die vollen Halme sich schattenspendend über das dunkle Lockengewirr neigen.

Die grossen Blauaugen stehen voll Tränen, das helle Kleidchen ist zerknittert, die weissen Schuhe bestaubt.

Noch ehe Barbara sich besonnen hat, umschlingen zwei Kinderarme ihre Hüften, bebende Kinderlippen stammeln:

— Linchen nach Hause! Linchen verloren!

Barbara beugt sich liebend nieder, streicht die wirren Haare glatt, spricht gute, tröstende Worte; sieht sich um, ob da niemand erscheint, zu dem das Kind gehören könnte... Der Weg ist leer, weit und breit keine Menschenseele. Das beste wäre, im Dorf nachzufragen, denn aus dem kindlichen Stammeln ist nichts herauszubringen.

Hand in Hand schreiten die beiden dem Dorfe zu; die müden Kinderfüsse wirbeln den Strassenstaub auf; da plötzlich stocken sie. Ein Jubelruf:

— Vatti!

Ein Zwitschern, ein seliges Lallen:

— Vatti! Vatti!

Auf der Landstrasse, kaum einige Schritte von ihnen entfernt, erscheint eine hohe, kräftige Männergestalt, stutzt bei ihrem Anblick, streckt dann die Arme aus, ist mit einem Satz neben ihnen.

— Heine Martens? — so schmerzdurchzittert, dass der Mann, das Kind schon auf den Armen, aufsieht...

Der Schrei gellt durch die nahende Abendstille, wie eine verzweifelte Frage aus vergangenen Zeiten, verklingt, hallt noch einmal wieder, ganz leise:

— Heine Martens?

Ein Zögern, ein Erkennen, eine freudig ausgestreckte Hand:

— Bärbele!

Keine warme Hand kommt der seinen entgegen, und er steht verlegen da, nach den rechten Worten suchend. Das Kind steht zwischen ihnen, neugierig von einem zum andern blickend, den Vater ungeduldig an der Hand zerrend:

— Vatti, komm heim zur Mutti!

Der Mann fasst sich zuerst, streckt ihr noch einmal in aufwallender, dankbarer Herzlichkeit beide Hände entgegen.

— Gott segne deine Rückkehr, Barbara Lütten! Und das Gnadengeschenk, das mir ward, an deiner Hand mein Kind wiederzufinden! Aber komm mit nach Hause; lass dir von der Mutter danken! Es ist unser Einziges, Annemarie! Du begreifst unsere Verzweiflung, als es verschwunden und nicht wiederkam.

Sie schüttelt nur leise den Kopf. Da blickt er sie an, schaut zum ersten Mal bis auf den Grund dieser einst so geliebten Augen und liest darin ein so verzweifeltes Weh, dass er den Blick senken muss.

— Lass gut sein, Heine Martens! Ich kann nicht bleiben, — — ich fahre

heute abend wieder fort, — — ich wollte nur die Heimat wiedersehen!

Er findet keine Antwort, reicht ihr nur stumm die Hand zum Abschied, wendet sich ab. Das Kind an der Hand, schreitet er der sinkenden Sonne zu. Einige Schritte nur, schon eilt er zurück, bleibt vor ihr stehen:

— Siehst du, Bärbele, ich habe gewartet zwei Jahre lang, gewartet und mich müde gehofft. Da starb die Mutter, es musste eine Frau auf den Hof. Du warst weit..., verschollen...

Sie winkt ihm müde ab.

— Leb' wohl, Heine Martens!

— Behüt dich Gott, Barbara, alle Zeit!

Und jeder geht seinem Schicksal zu: Barbara dem vergränten, einsamen Alter entgegen, mit dem nagenden Be-

wusstsein des verspielten Glückes. Heine Martens schaut sich noch einmal um, sieht in der Ferne die Gestalt der Jugendgeliebten kleiner werden, immer kleiner und schattenhaft verschwinden, nimmt mit leiser Wehmut Abschied von dem Traum seiner Jugend und schreitet der warmen Geborgenheit der heimatlichen Scholle zu.

Wieder rollt der Zug durch die warme, düftedurchtränkte Julinacht, trägt Barbara in die herzlose, unbarmherzige Fremde zurück, ärmer als sie ausgezogen, eine Ausgestossene aus dem Land der Träume, aus dem Lande des Glückes.

Und das Leben, das unerbittliche, harte Leben, geht weiter seinen Lauf...

Jean ARMOR.

Das grosse Los.

1. Bild: In Grünspechts Laden.

Na, Urschel, so seid doch in Gottes Namen vernünftig und heult nicht so! Wenn Ihr Euch auch die Augen ausweint, Euren Mann bringt das nicht mehr zurück. War ja ein braver Mann, da soll nichts gesagt sein; aber Samstag abends, wenn er eins sitzen hatte, da fasste er Euch wohl nicht mit Samtpfoten an; wie? —

— Wohl, wohl, Hepr Grünspecht! Das geht keinen was an. War sein gutes Recht, dem Kaspar! Schuftete die ganze, saure Woche; wer sollte ihm da sein kleines Sonntagsvergnügen verargen? Aber wie soll sich so eine arme Wittfrau durchschlagen?

— Immer sachte, Urschel! Habt doch Euer Häuschen, Euer Feld, Eure Kuh! Und, — wie konnt' ich's nur vergessen! — habt Euer Lotterielos, das Euer verstorbener Mann an dem Tag gekauft, als er sich im Laden seinen Tabaksbeutel zum letzten Mal füllen liess. Heute

abend ist Ziehung; wer weiss? vielleicht gewinnt Eure Nummer das grosse Los?

— Ein Lotterielos? Davon weiss ich ja gar nichts! —

— Wär' alles schön und gut! Aber wo, in Gottes Namen, steckt dieses Los?

— Wo? Das kann ich Euch mit dem besten Willen nicht sagen. Zusammengelegt hat er's, schön säuberlich und in die Tasche gesteckt. Mehr weiss ich nicht!

— In die Tasche, in die Tasche! In welche Tasche? In den Kittel oder in die Weste? War's an einem Arbeitstag oder an einem Sonntag?

— Es war an einem Samstagabend; am Zahltag; ich weiss es jetzt ganz genau. Er hatte seinen Werktagkittel an. Aber was ist los; Urschel? Ihr schaut ja drein, als ob Euer seliger Mann leibhaftig vor Euch stände!

— Jesus, Maria, Josef! Wie sollte ich nicht! Hab' ihn doch mit seinem Werktagkittel begraben lassen; war mir schad um den schönen, neuen Sonntags-

rock. Jetzt haben wir die Bescherung!
— Und hab' nicht einmal daran gedacht, seine Taschen nachzusuchen?

— Warum sollt' ich's auch? Das Geld hatte er immer in seinem Lederbeutel im Hosensack? Was nun, lieber Gott?

— Ja, da sehe ich keine Hilfe, Urschel. Müsstet schon Euren Seligen ausgraben. Aber so weit sind wir noch lange nicht; müssen erst die Ziehung abwarten. Bis morgen früh ist noch reichlich Zeit. Beschlaft Euch die Geschichte.

— Aber die Nummer, Herr Grünspecht?

— Dafür braucht Ihr Euch keine Sorge zu machen. Ich habe die Nummer aufgeschrieben, steht in meinem Buch. Wenn unsere Nummer mit einem Trefler rauskommt, bin ich morgen, beim ersten Hahnenschrei, vor Eurer Tür, bis dahin gut Nacht und Glück auf!

*

2. Bild: Bei der Urschel.

Es hat eben sechs geschlagen. In Urschels Kammer sieht es wüst aus. Die ganze Nacht hat die Frau das Unglückslos gesucht; hat alles durcheinandergewühlt: die Schränke, die Schubladen, hat alle Kleider des verstorbenen Kaspars untersucht, alle Taschen nachgeschaut. Ohne Erfolg! Das Los ist und bleibt verschwunden.

Der Hahn hat schon lange gekräht; die Hühner auf ihrer Stange zusammengeduckt, warten vergebens, dass ihnen eine wohlthätige Hand die Frühstückskörner streut; der Hund reißt an seiner Kette, die Kuh muht vor ihrem leergefressenen Trog. Die Urschel hat alles vergessen: und die Hühner und die Kuh und alles, was um sie herum leibt und lebt. Mit schiefstizender Haube, mit rotem Kopf und wirrem Haar wirft sie noch einmal alles durcheinander. Da klopft es.

— He, Urschel, so macht doeh auf!

— Herr Grünspecht! So am frühen Morgen! Liebe Mutter Gottes, was ist denn los?

Der Herr Grünspecht ist ganz ausser Atem, so sehr ist er gerannt. Er muss erst ausschnaufen, bevor er reden kann. Aber dann kommt's von seinen Lippen, wie eine Granate: — Was los ist? Eure Nummer, Urschel, sie ist raus!

Die Urschel lässt sich auf den nächsten Stuhl fallen, so sehr ist ihr der Schreck in die Glieder gefahren.

— Lieber Gott im Himmel droben! Aber ist es auch wahr? Irrt Ihr Euch nicht?

— Wie werd' ich mich irren! — Der Herr Grünspecht schlägt sich auf die Brust. — Die Nummer 697 833! Hunderttausend Franken für Euch, den zehnten Teil einer Million! Ein Vermögen!

— Hunderttausend Franken! Hunderttausend Franken! — Die Urschel kann nur noch stammeln.

— Ja, aber jetzt heisst's das Los herausgeben, Urschel.

Die Urschel schaut ihn verzweifelt an. — Das Los? Ja, wenn ich es hätte! Die ganze Nacht hab' ich danach gesucht. Es ist nicht anders möglich: sie haben meinen Alten damit begraben! Warum hab' ich ihm auch seinen Werktagsskittel angelegt und die Sonntagskleider in den Schrank gehängt! Der liebe Gott straft mich jetzt grausam dafür. Aber, — sie schaut den Herrn Grünspecht schüchtern von der Seite an, — könnten wir das Geld nicht ohne Los einkassieren? Ihr seid doch Zeuge! Ihr habt das Billet verkauft, die Nummer notiert!

— Wo denkt Ihr hin, Mutter Urschel! Da könnte jeder kommen und sagen, er habe sein Los verlegt. Nein, nein, so geht das nicht! Ohne Lotterielos kein Geld. Daran ist nichts zu ändern.

— Was dann, Herr Grünspecht?

Der Herr Grünspecht denkt nach:

— Ja, da sehe ich nur einen Weg:

Ihren Seligen ausgraben! Der Mühe wert wär's schon!

— Meinen Seligen ausgraben! Jesus, Maria, Josef! Das ist doch nicht möglich! Was würde der Herr Pfarrer, was würde die ganze Gemeinde sagen?

— Wie Ihr wollt, Mutter Urschel. Aber dann müsst Ihr auf Eure Hunderttausend verzichten!

In den Augen der Alten blitzt es begierig auf.

— Wenn Ihr meint, Herr Grünspecht, dass es sein muss? In Gottes Namen! Aber, da muss man zuerst den Herrn Maire, den Herrn Pfarrer benachrichtigen. O Gott, o Gott, was gibt das für Umstände! Wie soll ich arme Frau damit fertig werden?

— Lasst mich nur für Euch handeln, Urschel, ich bring' schon alles zusammen. Und ganz unter der Hand, dass es niemand erfährt. Werdet mich aber auch nicht vergessen, wenn's so weit ist, nicht? Aber jetzt nur keine Zeit verlieren; wie spät ist es?

Auf der Kommode, dem Staatsmöbel des Haushaltes, steht, unter Glas, eine alte Standuhr, so ein Stück aus Grossmutter's Zeiten, das sich durch Geschlechter hindurch vererbt und Kindern und Kindeskindern die Zeit schlägt. Der kurzsichtige Herr Grünspecht hat seine Nase ganz nahe an die schützende Glaskuppel gebracht.

— Zehn Minuten bis elf? Ist nicht möglich! Eure Uhr steht ja, Urschel!

— Kann wohl sein; ist seit dem Tode meines Seligen nicht mehr aufgezogen worden... Aber was ist los? Euch hat wohl der Schlag getroffen?

In der Tat, Herr Grünspecht steht wie angewurzelt da, kann die Augen nicht losreißen von dem Zifferblatt, auf welchem die Zeiger so unheimlich still stehen, und auf einmal brüllt er los, so markerschütternd, dass die Urschel zusammenfährt und von dem Stuhl aufspringt, auf dem sie in ihrer Verzweiflung niedergefallen. Der ist wohl verrückt geworden, der Grün-

specht? Brüllt wie am Spiess und wahrhaftig! er nimmt ohne Rücksicht die Glasglocke fort, fuchelt mit seinen Fingern an der Uhr herum...

— Hallo, Urschel, wir haben's

Mit spitzen Fingern fasst er unter der Uhr ein zusammengefaltetes Stück Papier, hält es der Urschel unter die Nase, tanzt um sie herum, wie von der Tarantel gestochen.

— Da ist er, der Bösewicht! Brauchen Euren Seligen nicht zu stören. Hättet auch früher daran denken können, dass er das Los unter der Uhr verstaubt!

— Wie? Was? — Die Alte stottert vor lauter Aufregung. Und da auf einmal bricht's los, die Freude, der Jubel! — Dass ich mich auch nicht darauf besonnen! Das war ja dem Kaspar sein Versteck; legte alles hin, was ich nicht sehen sollte! Jetzt auf die Beine, Herr Grünspecht! Nicht dass uns noch einmal etwas dazwischen kommt!... Aber was ist nun wieder los? Ist noch was nicht in Ordnung?

Der Herr Grünspecht hat umständlich die Hornbrille auf seine spitze Nase gesetzt, hat das verhexte Lotterielos behutsam auseinandergeläutet, netzt sich im voraus die Lippen in Erwartung des seltenen Hochgenusses, — denkt euch, hunderttausend Franken! Da auf einmal wird er kalkweiss, lässt sich wie gebrochen auf den nächsten Stuhl fallen, schaut die alte Urschel aus erschrockenen Hasenaugen an, öffnet den Mund sperrangelweit, aber es kommt kein Wort über seine trockenen Lippen.

Der Urschel wird es unbehaglich bei diesem Anblick. Ist's die durchwachte Nacht? Ist es die Wechseldusche der eben durchlebten Stunden? Es ist ihr so sonderbar in der Magengegend herum, so als müsste sie mit Gewalt etwas hinunterschlucken. Es reicht gerade noch zu einer verzweifelten Frage:

— Nun, Herr Grünspecht, es stimmt doch alles mit meinem Los?

Wortlos reicht er ihr das zerknitterte Stück Papier. Sie hält es an ihre von Sturm und Wetter und Sonne verbrannten Augen, murmelt unwillkürlich die eben gehörte Nummer: 697.833. Und plötzlich kippt sie zusammen, mit einem ganz hilflosen, matten Schrei:
— Gott im Himmel! es ist ja gar nicht meine Nummer!

Der Herr Grünspecht nickt nur zur Antwort, sitzt da wie ein Häufchen Elend, wünscht sich meilenweit fort, damit er dieses Altweibergesicht nicht zu sehen brauchte, auf welchem die Enttäuschungstränen nur so herunterkollern, um dieses leise, kindergleiche Weinen nicht zu hören, das so herzzerbrechend durch den totenstillen Raum klingt.

Doch bei dem geriebenen Geschäfts-

mann hält die Rührung nicht lange vor. Er klopft der Alten ermunternd auf die Schulter:

— Nur nicht den Mut verlieren, Mutter Urschel! Was diesmal nich ist, kann ein ander Mal werden! Uebermorgen werden neue Lose ausgegeben; an Eurer Stelle würde ich's noch einmal versuchen, Eurem Seligen zum Trotz, der Euch so reingelegt hat. Soll ich Euch ein Los besorgen? Ihr wagt ja nicht viel: elf kleine Fränkchen! Was ist das auch! Und vielleicht schaut diesmal wirklich ein Vermögen heraus! Also, wie ist's?

Und so kommt's, dass die alte Urschel, kaum von ihrem Schrecken erholt, mit Ungeduld auf die nächste Ziehung wartet.

J. A.

Und die Liebe hört nimmer auf.

Die frühe Novembernacht senkte sich über die herbstlich öden Fluren; ein rauher Wind fegte über die kahlen Felder, riss die letzten, losen Blätter von den entlaubten Bäumen, rüttelte an den geschlossenen Fensterläden, hinter denen die Menschen in trauter Geborgenheit sich um den Abendtisch scharten.

Ganz am Ende des Dorfes, da wo die Landstrasse in die lockende Ferne zieht, liegt ein einsames Haus: blütenweisse Mullgardinen hinter blitzblanken Scheiben, auf den Fenstersimsen duftende Levkojen und purpurglühende Geranien.

Jeden Abend, Tag für Tag — auch heute! — brennt hinter dem letzten Fenster ein einsames Licht, scheint über die Fluren, wie ein stiller Wegweiser in feindlicher Nacht, leuchtet wie ein scheues Seelchen in die Finsternis hinaus, auf eines müden Wanderers Heimkehr wartend... Die treue Hand, die seit Jahren unermüdlich dieses fried-

liche Licht entzündet, ist eine zitternde, welke Frauenhand...

Einsam haust Agnes Herber hinter den blitzblanken Fenstern, die in die Ferne schauen. Jedermann im Dorfe kennt die kleine, gebückte Gestalt mit den hellen, vertrauenden Kinderaugen, jedermann weiss von ihrem Lieben und Leiden, von ihrem Hoffen und Warten, und sogar die schnelle, frühkluge Jugend weicht mit Ehrfurcht dem greisen Mütterchen aus, wenn es durch die Dorfstrassen trippelt...

Agnes Herber war früher ein schmuckes, schlankes Mädchen, Grossbauer Herbers einzige Erbin.

Grossbauer Herber kannte nur zwei Lieben auf der Welt: seine schöne Tochter und sein Geld. Und die Liebe zu seinem Geld und Besitz musste wohl noch grösser sein als die Liebe zum einzigen Kind, denn als Agnesens taufisches, knospendes Herz in junger Liebe erblühte, und diese Liebe dem Jugendfreund Hannes Maren schenkte,

hörte sie von des Vaters Lippen das erste harte: Nein!

War Agnes die reichste Erbin weit und breit, so war Hannes Maren der ärmste Bursche landauf, landab, hatte als Reichtum nur seine jungen, starken Arme, ein sonniges Gemüt und sein liebewarmes Herz.

Grossbauer Herber war stolz! Stolz auf sein blühendes, fruchtstrotzendes Gelände, war mächtig wie ein König in seinem kleinen Reich, und für die Erbin dieses Königreiches war ihm der reichste Bauernsohn im ganzen Kreise gerade gut genug.

Agnes weinte, flehte, schmeichelte; der Vater beharrte bei seinem harten «Nein».

Da zog Hannes Maren fort in die weite Welt, zog aus, in der Fremde den Reichtum zu suchen, der ihm sein Glück erkaufen sollte.

— Wenn du mir nur treu bleibst, Agnes! Wenn du nur auf mich wartest! Ich komme wieder, so sicher die Sonne untergeht und wieder aufsteht, und führe dich heim...

Jahre waren vergangen, lange, bittere Jahre.

In Grossbauer Herbers Haus war das Unglück eingezogen und die Armut: Missernte, Hagelschlag, Siechtum hatten das mächtige Gebäude ins Wanken gebracht, und als sie den Vater zu Grabe trugen, blieb Agnes von dem stolzen Anwesen nichts übrig, als das schlichte Haus am Dorfesrand. Dort zog sie ein, ein armes, von Kummer gebeugtes Menschenkind, aber mit hoffenden Sinnen unentwegt auf die Rückkehr des Einstgeliebten wartend. Und über diesem Warten war sie ein altes, graues Mütterchen geworden, dessen Sehnsucht in die weite Welt zog, dem Manne ihrer Jugendliebe entgegen.

Jeden Abend, sei es in früher Dämmerstunde oder in später, samtweicher Sommernacht, stellte sie die brennende Lampe an das Fenster, ihm leuchtend

den Weg zu weisen, dem verirrtten Wanderer Frieden und Hoffnung spendend, ein Sinnbild unbezwingbarer, allmächtiger Liebe...

Die Hände müssig im Schoss gefaltet, den Kopf auf die Brust geneigt, in ihren Sorgenstuhl geschmiegt, dämmert Agnes Herber vor sich hin. Der Wind raunt in den kahlen Bäumen, saust um die Ecke des Hauses, klopft mit dürrem Finger an die Fensterscheiben. Eine nie gekannte Müdigkeit hält die Greisin umfassen, ein wonniges, längst vergessenes Ermüden, ein leises Erinnern aus ferner Kinderzeit, wo weiche Mutterarme sie abends schlaftrunken umfingen.

Und auf leisen Sohlen kommt die Vergangenheit geschlichen, hockt sich nieder zu ihren Füßen, verwischt die Gegenwart, flüstert von altem Glück, von Küssen und Kosen, von Hoffen und Harren, entführt sie an leichter Hand hinüber ins Land der Träume...

Da klopft es an das Fenster, zögernd ... bittend, ... einlassbegehrend. Agnes Herber schrickt auf aus ihrem Brüten, ruft, noch traumumfassen:

— Ich komme, Hannes Maren, ich komme! —

Und wie sie die Türe aufschliesst, steht draussen ein blonder, frischverwegener Bursche, Sonne in den Augen, Sonne auf der klaren Stirn. — Hannes Maren! —

Die blauen Augen blickten sie verwundert an:

— So hiess mein Vater! Ihr habt ihn gekannt, gute Frau? —

Sie hört nicht auf seine Worte, nimmt nur seine Hand, zieht ihn wortlos ins Zimmer hinein.

— Hannes Maren! Wie lange bist du geblieben! Aber nun bist du da! Nun ist alles wieder gut! —

Der Bursche schüttelt stumm den Kopf.

— Ich muss weiter, ich kann mich

nicht aufhalten, hab' noch einen wichtigen Gang vor, auf den Herberhof. Ist's noch weit dahin? —

— Was willst du auf dem Herberhof, Hannes Maren? —

— Ich soll zur Agnes Herber, soll sie von dem toten Vater grüssen, ausrichten, sie soll ihm nicht gram sein, ihm nicht in das Grab hinein zürnen. Ich musste es ihm in seiner Sterbestunde in die Hand hinein versprechen. —

Aber ihr Sinn ist seinen Worten verschlossen; sie streichelt nur immer wieder seine Hand in stummer Liebkosung.

— Dass du wieder da bist, Hannes Maren! Dass du nun wieder bei mir bist! Ich wusst's wohl, du kehrst heim!

Sie nickt traumverloren vor sich hin.

— Sieh, ich bin dir treu geblieben, bin über dem Warten alt und grau geworden, aber mein Herz ist frisch und jung, wie am ersten Tage unserer Liebe. —

Sie schaut ihn an aus kindlichen, treuherzigen Augen. Da spriest ein Mitleid auf in des Mannes Seele: er

umfängt die Greisin, führt sie behutsam zum Sorgenstuhl, kauert sich nieder zu ihren Füßen, streichelt liebkosend die runzligen Hände, lauscht andachtsvoll den Liebesworten, die so jugendfrisch den welken Lippen entströmen. Und als sie freudemüde entschlummert, küsst er die treuen Hände, löscht behutsam das Licht und geht hinaus in die Nacht, weiter seines Weges...

Am folgenden Abend lag das einsame Haus dunkel und verlassen da; kein freundliches Licht brannte hinter dem Fenster, dem Heimkehrenden den Weg zu weisen.

Als die Nachbarsleute hinaufeilten, fanden sie die Türe unverschlossen. Die alte Agnes sass am Fenster, in ihrem Sorgenstuhl, die Hände im Schoss gefaltet, das friedenumwobene Antlitz auf die Brust gesenkt, ein seliges Lächeln auf den Lippen...

Der barmherzige Gott hatte ihr den schönsten Tod geschenkt. G. E.

Naturgeschichte.

Adler und Kolibri.

Die grössten Raubvögel (raptores), welche selbsterworbene Beute geniessen und nur ausnahmsweise Aas angehen, werden Adler genannt: Unter diesem Namen begreift man sehr verschiedenartige Vögel; doch lässt sich nicht verkennen, dass auch die am weitesten auseinanderstehenden Formen durch Übergangsglieder vermittelt werden, wodurch Zusammengehörigkeit der gedachten Raubvögel gewissermassen erwiesen ist.

Die Adler bewohnen die ganze Erde, nie in der Nähe ihresgleichen und des Menschen; an beutereichen Orten kommen sie nur zufällig zusammen. Leibliche und geistige Begabungen sind ihnen dermassen zu Teil geworden, dass man sie mit Recht als «edle Vögel» bezeichnen kann.

«Der Steinadler, gemeine, schwarze, braune, ringelschwanzige, der Stock-

Berg- und Hasen- oder Rauchaussadler (*Aquila fulvia* und *nobilis*) ist der grösste und stärkste, auch am gedrungeusten gebaute unter den zunächst verwandten Arten der Adler ohne weitere Nebenbezeichnung, der Beizvogel aller innerasiatischen Reitervölker, der Held der Fabel und das Urbild des Wappentieres, das Sinnbild der Kraft und Stärke (siehe Brehm).

Seine Länge beträgt 80–95 cm, die Klafterweite 2 m und darüber; das Gefieder dunkelbraun; er bewohnt die Hochgebirge und sehr ausgedehnten Waldungen Europas und Asiens, am liebsten eine gänzlich unzugängliche Felsenwand (Horst).

Der Flug ist ausgezeichnet schön. Ihm fehlt das Unruhige, welches der Flug des Edelfalken oder Habichts zeigt; die



Kolibri.

Adler.

Flügel werden, wenn es sich darum handelt, vom Boden aufzusteigen, gewaltig, obschon verhältnismässig langsam bewegt, sobald aber einmal eine gewisse Höhe gewonnen wurde, einfach ausgebreitet, und dennoch schweben die Adler ungemein rasch dahin. Man sieht von ihnen oft minutenlang nicht einen einzigen Flügelschlag, und doch entschwinden sie bald dem Auge.

Der Gang auf dem Boden ist ungeschickt und besteht aus sonderbaren Sprungschritten, bei denen, unter Zuhilfenahme der Flügel, ein Bein um das andere bewegt wird; der Adler erscheint in laufender Stellung am unedelsten; viel schöner nimmt er sich aus, wenn er aufgebäumt hat.

Unter den Sinnen steht zweifelsohne das Gesicht obenan, wie schon das herrliche Auge bekundet. Nächstdem dürfte das Gehör am entwickeltesten sein.

Die Adler nähren sich besonders von warmblütigen Tieren; sie nisten in ihren unzugänglichen Horsten und haben nur wenige kleine grau-braune Eier; die gefräßigen Jungen müssen lange von den Eltern gefüttert werden, bis sie das Nest verlassen können. Sie gehören zu den Tagraubvögeln.

Die Jagd geschieht durch Anschleichen oder Anstand um den Horst, an der Krähenhütte oder durch Fang im Teller-eisen.

Der Adler horstet frühzeitig im Jahre, gewöhnlich schon Mitte oder Ende März. Sein Horst steht im Gebirge an unersteiglichen Felswänden, selten in ausgedehnten Waldungen auf den Wipfelzweigen der höchsten Bäume. Diese Horste haben 1,30–2,— m. die Mulden 70–80 cm Durchmesser, wachsen aber, da sie lange Zeit benutzt werden, von Jahr zu Jahr, wenn auch nicht an Umfang, so doch an Höhe.

Die 2–3 Eier sind verhältnismässig klein, rundlich, rauhschalig, grau-bräunlich gefleckt; ca. 5 Wochen ausgebrütet. Die aus dem Ei geschlüpften Jungen, welche bereits in den ersten Tagen des Mai das Licht der Welt erblicken, sind, wie andere Raubvögel, dicht mit grauweißem Wollflaum bedeckt und werden kaum vor Juliende flugfähig. Anfänglich sitzen sie fast regungslos auf ihren Fusswurzeln und nur der manchmal sich bewegende Kopf verrät, dass sie leben; später erheben sie sich dann und wann, nesteln sehr im Gefieder, breiten von Zeit zu Zeit die noch stummelhaften Fittiche, erheben sich endlich, trippeln ab und zu nach dem vorderen Rande und schauen neugierig in die ungeheure Tiefe hinab oder nach den ersehnten Eltern in die blaue Luft hinauf, bis sie endlich das Nest verlassen können. Beide Eltern widmen sich ihnen mit hingebender Zärtlichkeit.

Jung aufgezoogene Adler werden bald zahm und menschenfreundlich, gewöhnen

sich so an ihren Gebieter, dass sie ihn vermissen, wenn er längere Zeit nicht bei ihnen war, ihn mit fröhlichem Geschrei begrüßen, wenn er wieder zu ihnen kommt, und ihm nie gefährlich werden.

Schon in allen Zeiten galt der Adler als König der Vögel und ward das Attribut der Gottheiten, das Sinnbild der Unsterblichkeit, der menschlichen Seele, der irdischen Macht, des Mutes, der Herrschaft des ägyptischen Reichs; ferner der römischen Macht, das Feldzeichen der Legionen. Unter Napoleon I. und Napoleon III. ist er das Sinnbild des Kaiserreichs. Der Adler war auch das Wappen für zahlreiche Staaten und Städte (Doppeld Adler: für den römisch-deutschen Kaiser, für Österreich, Russland, Montenegro, usw.).

Die Naturgeschichtsschreiber behaupten, der Adler überfalle nie einen erwachsenen Menschen. Dahingegen wissen — namentlich die Jäger — von zahlreichen Fällen von der Entführung durch Adler von kleinen Kindern und jungen Tieren (z. B. Schafen, Ziegen, Hunden) zu berichten. Maler haben solche dreiste Überfälle in rührenden Bildern wiedergegeben, auf denen wir die entsetzte Mutter oder die waghalsigen jungen Hirten steile Felswände, unter eigener Lebensgefahr, erklimmen sehen, um zu versuchen, den frechen Räubern ihre Beute zu entreissen.

In der Bewunderung der *Kolibris* stimmen alle Forscher überein! Das eine ist nicht zu leugnen, dass die Kolibris in dieser oder in jener Hinsicht an andere Vögel erinnern; aber sie erinnern auch nur an sie: Vergleichen, zusammenstellen lassen sie sich nicht mit anderen. Erwägt man jede Eigentümlichkeit, berücksichtigt man die Summe ihrer Merkmale, so wird man sie schwerlich anderen Vögeln ähnlich finden können. Die Schwirrvögel (*stridores*), zu denen sie Brehm rechnet, sind die Vertreter der Kerbtiere in ihrer Klasse, mit denen sie — z. B. mit Schmetterlingen — unverkennbare Ähnlichkeit haben; Vögel sind die Kolibris, wenn sie sitzen, Kerbtiere in Vogelgestalt, wenn sie sich bewegen.

Der *Kolibri* ohne weitere Nebenbezeichnung (*Trochilus colubris*) gehört dieser Gruppe an und vertritt eine besondere, der Familie gleichmässige Sippe (*Trochilus*), deren Merkmale in dem glatten, mehr als kopflangen Schnabel, dem tief ausge-

schnittenen, an der äussersten Feder aber etwas verkürzten Schwanz, schmalen Seitenflügeln und kurzen, schwachen, schlankläufigen Füßen zu suchen sind. Das Gefieder der Oberseite ist dunkelbronzegrün, das des Kinnes und der Kehle bis auf die Halsseiten hoch kupferig feuerrot, unter gewissem Lichte leicht ins Grüne schimmernd, das der Unterseite schmutzig-weiss, der Leibesseiten erzgrün, der Schwingen und äusseren Schwanzfedern dunkelbraun mit schwachem Metallschimmer. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuss bräunlich. Sein Gefieder stellt an Schönheit alle übrigen Kolibris in den Schatten. — Der Kolibri bewohnt die östlichen Vereinigten Staaten von Nordamerika, besucht aber auf seinem Winterzuge auch Mittelamerika und die westindischen Eilande.

Es ist übrigens der einzige Vogel, der die Fähigkeit besitzt, rückwärts und seitwärts fliegen zu können.

Wie weit hört man den Donner?

Aus der Anzahl der Sekunden, die zwischen Blitz und Donner verstreicht, lässt sich annähernd berechnen, wie weit die nächste Stelle des Blitzes von dem Beobachter entfernt ist. Man multipliziert die Zahl der Sekunden 340 Meter, da der Schall in der Sekunde 340 Meter zurücklegt. Sind zwischen Blitz und Donner 10 Sekunden verflossen, so beträgt die Entfernung 3400 Meter. Auf Grund solcher Beobachtungen ist ermittelt worden, dass der Donner nur auf verhältnismässig kurze Strecken zu hören ist. Starkes Geschützfeuer vernimmt man noch in einer Entfernung von 100 bis 120 Kilometer, während für die Wahrnehmbarkeit des Donners in der Regel 20—25 Kilometer als die weitesten Entfernungen berechnet worden sind. Nur ausnahmsweise wurde zwischen Blitz und Donnern die Zeit von etwa 100 Sekunden beobachtet, so dass etwa 35 Kilometer als die äusserste Grenze für die Hörbarkeit des Donners gelten dürfen.

Ahnungsvoll.

Gastwirt (am 29. zu seiner Frau): « Du, Alte, jetzt haben die Herren schon zum viertenmale auf mich und dich ein Hoch ausgebracht! Da krieg'n wir am Ersten wieder keinen Centime! »